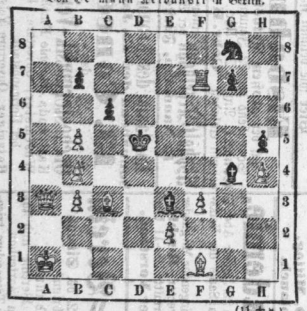
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 221.

Von Hermann Leidanski in Berlin.



(11 + 8.)

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Partie Nr. 146.

Neunte Partie des Wettkampfes Mackenzie-Blackburne, gespielt zu New-York am 27. Oktober 1886.

(Aus der Schachwochenschrift „Brüderschaft", herausgegeben von E. Schallopp und Albert Heyde.)

Unregelmäßige Eröffnung.

Mackenzie.	Blackburne.		
1. Sg1–f3	d7–d5	34. Sf5–d4	Le8–d1
2. d2–d4	e7–e6	35. f4–f4	Kf7–e7
3. e2–e3	Sg8–f6	36. Kg1–f2	Lb1–d3[1]
4. Lf1–d3	c7–c5	37. g2–g4	Ke7–d6
5. b2–b3	Sb8–c6	38. Sf3–d4	Lb1–d2
6. Lc1–b2	Lf8–e7	39. Sd4–f3	Ld2–a5
7. Sb1–d2	0–0	40. Sf3–d4	Kd7–c6
8. 0–0	Le8–d7	41. Kf2–e1	La5–b6
9. Sf3–e5[2]	Ta8–c8	42. Lb2–c3	Kc6–d6
10. a2–a3[3]	a7–a6	43. Lb2–c3	Lb6–c5
11. d4–c5:	Sc6–e5:	44. a4–a5	Ld1–g4
12. Lb2–c3:	Le7–c5:	45. Kc3–d3	Ld1–g4
13. Dd1–f3	Lc5–e7	46. b–b4	Lc5–e7
14. Df3–h3	g7–g5[4]	47. Lc3–d2	Lg4–h3
15. a3–a4	Ld7–e6	48. Sd4–f4	Lh3–f1+
16. Ta1–d1	Sf6–d7	49. Kd3–e3	Kd6–e4
17. Le3–b5	Le7–f6	50. Sf3–e1	f6–f5
18. Lb2–a3	Tf8–e8	51. Ke3–e2	h7–h5
19. e3–e4[5]	Sd7–e5	52. Ld2–c1	Ke4–e5
20. e4–d5:	e6–d5:	53. Ke2–d1[6]	Lf1–e2+
21. Tf1–e1	Le6–d7	54. Kd1–c1	h5–h4
22. Dh3–g3	Lf6–h4	55. Le3–e1	Ke5–d3
23. Dg3–f4	Lh4–g5	56. Le3–e1	h4–g3:
24. Df4–d4	Se5–d3[7]	57. h2–g3:	Le7–f6
25. Te1–e8+	Dd1–e8:	58. Le1–f2	Lf6–c3
26. Dd4–d3:	Ld7–f5	59. Lf2–e3	Le1–d2+
27. Dd3–d4[8]	Te8–e1:	60. Kc1–b2	Le2–d1
28. Sd2–f3	Lg5–e7	61. Sg1–e2	Ld2–e1
29. La3–b2	f7–f6	62. Sa3–b1	Le1–g3:
30. Dd4–d5+	Ke8–f7	63. Sb1–c3	Ld1–f3
31. Dd5–f4+	Kf7–f7:	64. Se2–d4	g6–g5
32. Df4–d2	Le7–b4[9]	65. Se1–a2	Lg3–f4:
33. Dd2–c3:	Lf5–c2:	66. Sa2–c3+	Kd7–e3

Weiß giebt die Partie auf.

1) Statt dieses, wie es scheint, vorzeitigen Andringens kam e2–e3 oder auch Tf1–e1 mit b2–b3 in Betracht.

2) Nun hatte Weiß mit f2–f3 (und Tf1–f3) fortfahren sollen.

3) Von dieser Opferung des laufenden Bauers, als es versprach der Angriffende, wird man nur als Dilettant redet.

4) Es wäre f2–f4 den e-Bauer oder die Flügelschwächen; 19. f2–e1 e6–e5! 20. f3–e5! (nicht Lf1–e5: wegen 21. Tf1–f7!).

5) Besser als Ld7–g4, worauf 5. f2–f3 Lg4: d2: 26. Te1–e5: Te8–e5: Dd1–e5: Ld2: es 30. Ke5–e: für Weiß nicht unglücklich ist.

6) Natürlich nicht 27. Dd1–d5: wegen Te8–d8 ꝛc.

7) Damit bringt man in Endspiel das Ueberzahlt, welches zwei Läufer gegenüber Läufer und Springer bedeuten, erzeugt durch zur Geltung. Das Endspiel ist sehr lehrreich.

8) Ein Scherz! Nimmt der schwarze König weiter vor, nach f2, so setzt ihn der Läufer auf d4 matt.

9) Statt dieses, wie es scheint, vorzeitigen Andringens kam e2–e3 oder auch Tf1–e1 mit b2–b3 in Betracht.

10) Nun hatte Weiß mit f2–f3 (und Tf1–f3) fortfahren sollen.

11) Von dieser Opferung des laufenden Bauers, als es versprach der Angriffende, wird man nur als Dilettant redet.

12) Es wäre f2–f4 den e-Bauer oder die Flügelschwächen: 19. f2–e1 e6–e5! 20. f3–e5! (nicht Lf1–e5: wegen 21. Tf1–f7!).

13) Besser als Ld7–g4, worauf 5. f2–f3 Lg4: d2: 26. Te1–e5: Te8–e5: Dd1–e5: Ld2: es 30. Ke5–e: für Weiß nicht unglücklich ist.

14) Natürlich nicht 27. Dd1–d5: wegen Te8–d8 ꝛc.

15) Damit bringt man in Endspiel das Ueberzahlt, welches zwei Läufer gegenüber Läufer und Springer bedeuten, erzeugt durch zur Geltung. Das Endspiel ist sehr lehrreich.

16) Ein Scherz! Nimmt der schwarze König weiter vor, nach f2, so setzt ihn der Läufer auf d4 matt.

Kleine Mittheilungen.

Der Hallesche Schachklub hat sein Versammlungslokal ins Café David verlegt; die Versammlungen finden wie bisher Montag und Donnerstag. — Die Wettanstrengungen mit Magdeburg wegen der in Aussicht genommenen Korrespondenzpartien sind noch nicht abgeschlossen.

Der **Bitterfelder Schachklub** feierte am 14. Januar sein erstes Stiftungsfest, über dessen Verlauf der „Stadt- und Landbote" einen ausführlichen Bericht bringt.

In **Ströbeck**, dem bekannten Schachdorf, ist ein Winterturnier von 33 Teilnehmern (in 3 Gruppen) im Gange. Der Gemeindevorstand hat die kürzlich nachgesuchte Erlaubnis zum Ausbau des alten Schachturmes, in welchem ein Schachmuseum angelegt werden soll, jetzt ertheilt.

Problemturnier der schwedischen Zeitschrift „Illustrerad Aret Om". Einsendungen bis 1. März 1887 ein 2 Zügler (bedingungslos, unveröffentlicht) auf Diagramm mit Motto und vollständiger Lösung an Herrn Alfred Arnell, Göteborg Schweden. Daneben ein versiegeltes Couvert mit Namen und Adresse des Verfassers. Drei Preise: 70, 40, 2 Fraucs. Preisrichter: F. B. Wegt in Christiania und O. Meitling in Kopenhagen.

Schachbriefkasten.

P. B. in R. Wir sind Ihnen für Ihren Hinweis sehr dankbar und bitten, die Aufgabe **Nr. 217** durch Hinzufügung eines weißen Bauern auf h5 zu ergänzen bezw. zu berichtigen.

Halle (O. H.). Bitterfeld (B. E.). Für die Mittheilungen unseren besten Dank; möchten dieselben recht viel Nachfolge finden!

Wilhelmshaven (O. K.). Sie haben Recht: Aufgaben, welche eine kürzere (oder auch nur eine gleich lange) Lösung neben der vorgeschriebenen zulassen, sind ohne Werth und bedürfen der Berichtigung. Nr. 217 haben wir vorstehend korrigirt; ein schwarzer Bauer darf nicht hinzugefügt werden, da das Feld f5 in der Hauptlösung gebraucht. Uebrigens führt die Wegnahme des Springers im zweiten Zuge wegen Zwischenziehen des Läufers nicht zum Ziel. Zu **220** (von Karl Traxler; irrthümlich mit 219 bezeichnet) fanden Sie eine Nebenlösung; Sie wollen die Aufgabe durch einen **schwarzen** Bauer auf **h1** ergänzen.

Lahn (P. H. und H. W.). Wegen 220 s. vorstehend. Ihr früheres Schreiben gelangte aus Halle an uns und trug keine Ortsangabe.

Räthsel.

Logogriph.

Von W. W.

Du trittst darauf und saßt darauf,
Hast Du zu viel getrunken;
Jeder Buchen sort der Sünden viel
Enthält's bist Du gesunken;
Und noch ein Laut hinweggestellt
Ist's eine Blum', die Dir gefällt.

Charade.

(Vierfilbig.)

Von W. S. in Wittenberg.

Die erste Silbe wird vernommen,
Wenn Wiegenspiel man ertönnen.
Die zweite prunkt im Land der Wonnen,
Der Pomeranzen und Citronen.
Die dritte wird nur eingenommen
Und in keim Garten zu bekommen.
Die vierte aber, doppelt genommen,
Nimmt Jeden auf, der letztenommen.
Kein Garten quillt ein goldner Bronnen
Aus dem, was andere eingenommen.

Arithmogriph.

Von K.

1 2 3 4 3 5 6 7 8 4	berühmter deutscher Berg,
2 4 7	weiblicher Name,
3 2 4 3 5	Fluß in Deutschland,
4 7 5 6 2 1	Naturprodukt,
6 5 3 4 3 5	berühmter General,
8 2 1 3 7 8	Bekleidungsstück,
1 7 4 3 8	dünnes flaches Instrument,
3 6 7 5 4	männlicher Name,
2 5 6 7 1 4	Hand,
8 7 3 1 4 8 3 5	Zeit,
6 7 1 4 3 5 3 5	Die lender,
5 2 1 7 8 4 2 1 2	Wanderer,
2 1 4 2 7 1 3 5	Volksstamm,
4 2 3 1 5	Untergebener,
7 5 3 1 3 7	Kampfplatz.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Logogriphs: Hammel, Hammel, Himmel.
Des Palindrome: Dienstag — Neid, Gast.
Des Anagramms: Abend, Benda.
Des Räthselspruchs:

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihn nicht, der merkt es auch
An Hütten und an Händen.
Und dennoch sag' ich: laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Er's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn freudig zu begießen.

Wilhelm Wackernagel

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Horst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 4. Halle a. d. S., Sonntag 23. Januar. 1887.

Inhalt: Aus dem Leben eines Hallensers. (Kultur- und Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert.) XVII. — Mingrelien-Kolchis. — Land- und Hauswirthschaft: Ueber Obstbaumpflanzungen. Von Dr. F. Heyer. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Titulaturen. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Aus dem Leben eines Hallensers.

Kultur- und Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert.

XVII.

Unsere Reise fortsetzend gelangten wir nach einigen Tagen endlich zwischen Leccio und Brindisi wieder in die Ebene und waren zwar froh, diese beschwerliche Reise hinter uns zu haben, zugleich aber fühlten wir uns auch befriedigt und um viele Eindrücke reicher, wie sie nur das eigenthümliche, wilde Calabrien gewähren kann.

In Brindisi verweilte der Lord drei Tage, es gab hier mehreres Merkwürdige zu sehen. Hier entließen wir auch unsern Vetturino, nachdem er uns eilf Tage oder vielmehr Nächte gefahren hatte. Er erhielt nach preußischem Gelde 77 Thaler, und da er durchweg als braver Mann sich gezeigt, schenkte ihm der Lord noch 4 Dukaten obenein.

Von Brindisi führen zwei gute Wege, der eine nach Rom, der andere nach Neapel, der Lord entschied sich für die Reise nach Rom und am vierten Tage nach unserer Ankunft in Brindisi rollte unser Wagen wieder auf dem Wege nach Rom dahin, das wir am neunten Tage glücklich erreichten.

Der erste Auftrag, den ich hier vom Lord erhielt, war, mich schleunigst zu erkundigen, ob seine Genoveva bereits angekommen sei. Ich konnte leider keine Auskunft über sie erlangen, doch tröstete sich der Lord in dem Glauben, daß ihr Kontrakt noch nicht abgelaufen oder daß sonst eine Störung eingetreten sein möchte, und beschäftigte sich den ganzen Tag mit den Vorkehrungen zu ihrem Empfange. Sie kam aber nicht. Dagegen aber kam den fünften Tag nach unserer Ankunft ein Schreiben von seinem Correspondenten in Neapel, welcher meldete, daß die junge Dame noch viele Triumphe in Neapel gefeiert und daß sie namentlich an ihrem Benefizgabend so reizend gespielt habe, daß ganz Neapel entzückt gewesen sei. Sie müsse an diesem Abend auch eine große Einnahme gehabt haben. Nach jenem Abend aber sei sie plötzlich verschwunden, niemand wisse genau wie und wohin. So viel er erkundet, sei man der Meinung, daß sie mit einem jungen spanischen Granden, in dessen Gesellschaft sie mehrfach gesehen worden war, auf und davon gegangen sei, man vermuthe nach Barcellona.

Da stand denn der Lord wie vernichtet, aber nicht lange, dann fing er an zu toben, schlug sich vor die Stirn und Brust und verfluchte das Frauenzimmer in den untersten Abgrund der Hölle. „Diese Bestie," schrie er, „hat mir den Rest meines Lebens verdorben!" Er ward mürrisch und schweigsam, nichts vermochte ihn aufzuheitern, selbst seine besten Freunde nicht, bis er am Ende gar krank und bettlägerig wurde.

In diesem Zustande ließ er mich rufen und trug mir auf, den Wagen zur Abreise nach Petersburg in Bereitschaft setzen zu lassen. Leider mußte ich ihm sagen, daß die Räder auf der Reise durch Calabrien auf den steinigen Wegen so gelitten, daß sie eine zweite größere Reise nicht aushalten würden. Dann müssen wir sie durch neue ersetzen, sagte er, und befahl, schleunigst Schmied und Stellmacher zu bestellen. Ich that das und hatte nun während die Arbeiten ausgeführt wurden einige freie Tage, die ich benutzte, meine alten Bekannten aufzusuchen.

Als ich nun so durch die Straßen ging, mußte ich erstaunen über die große Zahl von Schmähschriften gegen die Franzosen, welche an allen Ecken angeklebt waren, selbst die Trojanissäule war damit bedeckt. Auch das Bild, das ich vor mehreren Wochen in Neapel gekauft hatte, mit den über Genua schwebenden Racheengeln, war noch zu sehen. In allen Kirchen wurden den Franzosen Strafpredigten gehalten und Fluch und Verderben auf sie herabgefleht. Auch hier war es, als ob das ganze Volk von einem Wahne, von einem Taumel befallen sei.

Da, unser Wagen war noch nicht zur Abreise fertig, kam plötzlich die Nachricht, Napoleon sei aus Egypten zurückgekehrt,

Mannichfaltiges.

Titulaturen.

Den Deutschen wird oft Titelsucht vorgeworfen, wir selbst spötteln über die „Frau Hauptsteueramtsassistentin" und die „Frau Geheime Oberappellationsgerichtsräthin," aber es ist doch gut, daß jede der drei Mütter unserer Kegelgesellschaft einen besonderen Titel hat, denn sie untereinander und von anderen Namensvettern zu unterscheiden würde sonst mit einigen Schwierigkeiten verknüpft sein. Ist es nicht auch einfach menschlich, sich gegenseitig Titel zu geben? Die Hebräer schon nannten ihre Vorsteher Aelteste, die Griechen ebenso Presbyter und Gerontes (Greise), die Römer Senatoren (von senior der Aeltere, woraus sich das italienische signore, das spanische señor, das französische seigneur entwickelt hat), die deutschen Graven (d. i. Grave), die Araber heißen sie Scheiks (d. i. Alte). Ebenso wie Namen entstanden, entstanden auch Titel: aus dem Bedürfniß, den einen vom anderen unterscheiden zu können. Auswüchse in späterer Zeit sind ebenfalls menschlich — warum sollten sie denn gerade bei den Titeln fehlen? Darum nannten und nennen sich die Fürsten des Morgenlandes „Söhne des Himmels" (China), „Herr der weißen Elephanten" (Birma, Siam), „Herren der Völker," „Quelle der Majestät" ꝛc. Valentinian und Theodosius von Byzanz wurden „Vater unserer Gottheit," Kaiser Justin II. gar „Unsere Ewigkeit" genannt, die römischen Cäsaren führten den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes," als geistliche Oberherren hießen sie „pontifex maximus." „Allseit Mehrer des Reichs" war ein Beinamen der deutschen Kaiser, „Allerchristlichster König" der der französischen Herrscher, „rex apostolicus" nannten sich die ungarischen Könige, Heinrich VIII. von England erhielt vom Papst die Titulatur „Vertheidiger des Glaubens." Die Könige von Spanien beliebten auch, sich „Großherren über Asien und Afrika" zu nennen, der Kaiser von Oesterreich erinnerte einmal gelegentlich daran, daß er auch den Titel eines „Königs von Jerusalem" führe. „Magnificenz," „Spectabilität," „Celebrität" waren Gelehrtentitel, zu denen „nobilis" und „Illustris" Seitenstücke sind, allerdings wie „Wohl- und Hochgeboren" die Spottlust herausfordern, wenn ihr Hebenlassen auf Briefadressen und in Anreden übel vermerkt wird. Friedrich der Große erklärte 1763 in einem Erlaß an den Minister v. Danckelmann, daß er „den geistlichen Hochmuth und die Bauts, mit großen Titeln zu prangen, keineswegs approbire" und geißelte in seiner Weise die Titelsucht. Ein Pferdearzt in der Kurmark hatte sich bei Gelegenheit einer Viehseuche sehr bemüht und erbat als Belohnung den Hofrathstitel. Das Generaldirektorium meldete dies dem König, die Vorstellung kam zurück und Friedrich hatte anstelle des ausgestrichenen Wortes Hofrath an den Rand Viehrath geschrieben. Ein ähnlicher Bescheid erging auf ein Bittgesuch des Magazinverwalters J. „Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser Allergnädigster

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870123058/fragment/page=0001

habe den Nationalkonvent gesprengt, sich an die Spitze der Armee gestellt und die kaiserliche Armee bei Marengo total geschlagen. Bereits wären die Franzosen bis Toskana vorgedrungen und man vermuthe, daß sie ihren Marsch auf Rom richten würden.

Sogleich gewann die Stadt eine andere Physiognomie. Angst und Bestürzung auf allen Gesichtern. Es sah fast aus, als ob es an hundert Orten brenne, so eilig und zahlreich liefen Männer mit großen Leitern umher, um die Schandbilder und Schmähschriften an den Ecken abzukratzen. Umzüge fanden statt von Mönchen in weißen und grauen Kutten, in allen Kirchen wurden Bußpredigten gehalten.

Auch auf den Lord, der bekanntlich ein großer Feind der Franzosen war, machten diese Nachrichten keinen guten Eindruck. Er hatte sich kaum von seinem Aerger über die Genoveva erholt, als diese Nachricht ihn von neuem aufs Krankenlager warf. Da gab er mir den Auftrag, sämmtliche Pferde mit dem Geschirr zu verkaufen. Wider Erwarten fanden sich bald Käufer, der Prinz Borghese kaufte die vier Reitpferde, und ein Kaufmann die vier Wagenpferde; für alle zusammen wurden 764 Thlr. gezahlt. Die Stallleute erhielten ihren Abschied und wurden reichlich beschenkt.

Das kam alles so plötzlich, daß ich nichts anderes erwartete, als den nächsten Tag auch meine Entlassung zu erhalten. Ich wartete jedoch vergeblich darauf. Mittlerweile kamen die neapolitanischen Truppen, die man schon vor Paris geglaubt hatte, auf ihrem Rückmarsche durch Rom. Dieser Durchmarsch erstreckte sich über vier Tage und glich einer großen Retirade. Alles ging durcheinander: Mannschaften aller Truppengattungen, große Wagenzüge, Packpferde, Maulesel. Da es gerade regnete, trugen sämmtliche Offiziere, aber auch viele Gemeine Regenschirme, was höchst lächerlich aussah.

Napoleon war nach der Schlacht von Marengo mit großer Schnelligkeit vorgerückt und die Franzosen hatten bereits die ganze Lombardei inne. Damit war die Reise nach Norden nahezu unmöglich gemacht, für den Lord wenigstens, der um alles in der Welt nicht mit den Franzosen in Berührung kommen mochte. Da beschloß er denn, nach Spanien und Portugal zu reisen.

Es war ein englischer Maler in Rom wohnhaft, mit welchem der Lord befreundet war. Diesen ließ er nun kommen und übergab ihm seine sämmtlichen Gemälde und Kunstsachen zur Aufbewahrung. Nachdem dies geschehen, reisten wir mit Postpferden nach Neapel und ich mußte wie früher den Courrier machen. In Neapel angekommen, mußte ich mich sogleich nach einem Schiffe erkundigen, das nach Barcellona segelte. Es fand sich ein solches, doch verzingen noch acht Tage, bevor wir abfahren konnten. Unsere Wagen nahmen wir mit.

Die beiden ersten Tage ging die Reise glücklich von statten, aber am dritten Tage gegen Mittag umwölkte sich der Himmel und ein Gewittersturm brach los, so heftig, wie ich ein zweites mal ihn nicht erleben möchte. Alle Segel mußten gereft werden und dies ging nicht ohne Lebensgefahr für die Matrosen vor sich. Alles flüchtete in den Schiffsraum, ich allein von den Passagieren war noch auf dem Verdeck, und da ich mich weigerte hinunter zu gehen, so ließ mich der Kapitän an den Mittelmast binden. Mit dem Steuermann und der Schiffsmannschaft habe ich dann das Unwetter von Anfang bis Ende durchgemacht. Es hielt drei Stunden an und auf seinem Höhepunkte spülten die Wellen über das Schiff, daß ich oft bis unter die Arme im Wasser stand. Ich wäre verloren gewesen, wenn ich nicht festgebunden gewesen wäre.

Als der Sturm sich aber gelegt hatte, kam zuerst der Kapitän auf das Verdeck und fand mich mehr todt als lebendig. Nicht ein Faden war von meiner Kleidung trocken geblieben, und da es plötzlich kühl geworden war, war ich ganz steif geworden vor Frost und zitterte wie Espenlaub. Der Kapitän nahm mich mit hinunter und ging gleich nach einem Rumfaß, von dem er ein Bierglas voll abzapfte. Ich möchte es nur gleich austrinken, dann würde wieder Leben in meine Glieder kommen. Auch wurde wieder Feuer angezündet und für sämmtliche Passagiere Kaffee gekocht, denn alle hatten einen Anfall von Seekrankheit bekommen.

Nachdem ich meine Kleider gewechselt, begab ich mich zum Lord, den ich leider in nicht guter Lage fand. Auch er litt an der Seekrankheit, er lag ausgestreckt auf einem Polster und der Kammerdiener mußte ihm den Kopf halten. Als er mich erblickte, fragte er mich, wo ich denn so lange gesteckt hätte? und als ich ihm sagte, daß ich während des Sturmes auf dem Verdeck gewesen wäre, murmelte er etwas wie „strafbarer Wagehals."

Indem ich noch sprach, erschien der Kapitän und kündigte an, daß der Kaffee fertig sei, da drängte sich denn alles herzu und ich muß sagen, daß dieser starke Kaffee mit einer starken Dosis Rum versetzt, mir äußerst wohlgethan hat. Dem Lord bekam er jedoch nicht, es wurde ihm erst wieder besser, als wir ihn nach dem Verdeck geschafft hatten. Das Wetter war inzwischen wieder freundlich geworden, die Sonne schien, und es waren Tische und Stühle hinaufgeschafft worden. Da saßen und standen denn die Passagiere und tranken ihren Kaffee mit Rum, Reiche und Arme untereinander, wie es sich gerade fügte.

Das Wetter blieb von nun an schön und nach einigen Tagen befanden wir uns auf der Rhede von Barcellona. Alsbald erschien ein Parlamentär, der erst mit dem Kapitän eine lange Unterredung hatte und uns dann unsere Pässe abforderte. Weitere Weitläufigkeiten wurden nicht gemacht, die Pässe wurden auf der Stelle durchgesehen und uns wieder zurückgegeben, und so konnten wir ohne Aufenthalt an Land gehen.

Das erste, was der Lord hier that, war, daß er sich nach dem Paßbureau begab und sich erkundigte, ob vor etwa drei Wochen eine junge schöne Dame mit einem Spanier hier angekommen sei. Da erhielt er denn nach einigem Forschen und Suchen den Aufschluß, daß dem so wäre, das Paar habe sich aber nach achttägigem Aufenthalt wieder nach Palermo eingeschifft.

Da erfaßte der Unmuth den Lord aufs neue, er schlug sich wieder vor die Stirn und verfluchte alle Frauenzimmer in die Hölle. Er konnte sich gar nicht wieder beruhigen, dazu kam,

---

Herr ꝛc. finden auf die Anlage des Magazinverwalters Z. bey dem Tabaks-Exportations-Magazin in Helle den Charakter Tabaksrath seinen Geschäften angemessener und wollen daher demselben solchen eher als den erbetenen Kommissionsraths-Titel gegen die Gebühren wohl beylegen. Potsdam, den 2. Nov. 1784."

Ebenso lächerlich wie widerwärtig berührend ist die Thatsache, daß man im Mittelalter sogar eine Titulatur des Herrn Jesu" erfand, die noch vor einigen Jahrzehnten z. B. in einer Kirche Halberstadt's zu lesen gewesen sein soll und folgendermaßen lautete: „Der allerheiligste, weiseste, allerdurchlauchtigste, unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr Jesus Christus, wahrer Gott, geborener Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwählter König zu Zion und des ganzen Erdbodens, zu allen Zeiten Mehrer der Heiligen, einziger Hohepriester und Erzbischof, Churfürst der Wahrheit, Erzherzog der Ehren, Herzog des Lebens, Markgraf zu Jerusalem, Burggraf zu Galiläa, Fürst des Friedens, Graf zu Bethlehem, Baron von Nazareth, oberster Kriegsheld der katholischen Kirche, Ritter der höllischen Pforte, Ueberwinder des Todes, Herr der Heiligkeit, Pfleger der Waisen und Armen, des himmlischen Vaters und Gottes geheimster und vertrautester Rath, unser allergnädigster Herr Gott, Jesus, unser Erlöser! — —

Im Mittelalter war „Wohlgeboren" ein Prädikat des Adels und noch im 14. Jahrhundert führten Grafen und Fürsten die Standestitel „Ehrsam" und „Ehrbar," die aber schon zwei Jahrhunderte später Titel der Bauern geworden waren. Kaiser Karl V. ließ sich zuerst „Majestät" nennen, bis dahin hatten sich auch Kaiser und Könige mit „Hoheit" und „Gnaden" begnügt. Im 17. Jahrhundert hätte man sich sehr, einem Doktor der Philosophie oder Medizin denselben Titel zu geben, wie einem Doktor der Rechte. Dieser war „Wohledelgeboren," die anderen nur „Edelgeboren." Selbst bei den Studenten war, nach Riehl's Mittheilungen, ein Unterschied zwischen angehenden und älteren im Titel gesetzt, indem ein „Fuchs" blos „Ehrenvester und Gelehrter," ein „altes Haus" dagegen „Ehrenvester, Vorachtbarer und Wohlgelehrter" angeredet ward. Ganz titellos waren nur die Juden, höchstens sollte man sie „mein Freund" anreden; das Prädikat des höchsten Vertrauens galt für ein halbes Schimpfwort, lediglich weil es kein — Titel war.

Neben den „offiziellen" Titulaturen hat aber auch noch das Volk eine große Anzahl erfunden, die in seinem Munde leben. Wer hätte nicht schon die Bezeichnung „Häringshändiger" für Ladendiener in einem Kolonialwaarengeschäft, „Teigaffe" für Bäcker, „Küchendragoner" für eine robuste Köchin gehört?! Solche Titulaturen sind ferner: „Schnutenfeger" und „Schaumpring" für Barbier, „Kuseputrer" für Zahnarzt, „Kopfschuster" für Hutmacher, „Freibecker" für Postsekretär, „Galgenposamentier" für Seiler, „Landstreicher" für Maler, „Blechputzer" für Trompeter, „Hobelofficier" für Tischler, „Gottesgabendrechsler" für Bäcker, „Mistiker" und „Stoppelhopfer" für Landwirth, „Herrgottssoldat" und „Gottesworthandlanger" für Kantor und Küster, „Wollmaus"

---

erträge liefern als die andern landwirthschaftlichen Kulturpflanzen.

An manchen Orten hat man die Bedeutung des Obstbaues wohl erkannt und hat Neuanpflanzungen ausgeführt. Viele von diesen sind aber von vornherein schon deshalb verfehlt, weil die verwendeten Bäume oft nicht werth sind, gepflanzt zu werden. Es besteht noch an vielen Orten die Verkehrtheit, die Bäume vor allen Dingen möglichst wohlfeil zu beschaffen, ohne dabei auf die Beschaffenheit derselben die nöthige Rücksicht zu nehmen. Man bedenkt nicht, daß gesunde, kräftig gewachsene Bäume, wie sie von renommirten Baumschulen abgegeben werden, sicherer anwachsen, sicherer und reichlicher Früchte tragen, als krüppelige Exemplare. Man glaubt eine Ersparniß zu machen, wenn man schlechte Bäume billig kauft, und übersieht dabei, daß man sich selbst betrügt. Möchte doch jeder beherzigen, daß es vortheilhafter ist, wenige gute als viele schlechte Bäume zu pflanzen. Erstere werden schon nach wenigen Jahren einen reichen Obstsegen geben, während letztere nur ein kümmerliches Dasein führen.

Bei Neupflanzungen muß ferner Gewicht auf die Auswahl der Sorten gelegt werden. Hierbei muß aber der Grundsatz leitend sein, nicht zu viele Sorten anzupflanzen. Durch diese Maßregel wird der Betrieb bedeutend erleichtert und die Anlage rentirt sich besser. Sind in einer Anlage nur wenige Sorten vorhanden, so können in kurzer Zeit große Mengen Obst abgeerntet werden, so daß auch der Verlust durch Diebstahl und sonstige Abgänge ein geringerer ist. Es verlohnt sich der Mühe, geeignete Absatzorte zu suchen; es können leicht Verträge mit Obsthändlern abgeschlossen werden, weil es sich um größere Mengen handelt und man nicht an den nächsten Markt gebunden ist. Soll das Obst getrocknet, gekocht oder zur Obstweinbereitung verwendet werden, so kann der geeignete Zeitpunkt der Reife abgewartet und die Verarbeitung in kurzer Zeit ausgeführt werden. Es wird auf diese Weise ein gleichmäßiges und wohlschmeckendes Produkt erzielt, welches wiederum leichter Absatz findet. Alle diese Vortheile gehen verloren, wenn man vielerlei Sorten durch einander anpflanzt. Bäume, von denen man nicht weiß was es für Sorten sind, sollten überhaupt gar nicht gepflanzt werden, weil sie für die betreffende Oertlichkeit vielleicht ganz ungeeignet sind und dann geringe oder gar keine Erträge geben.

Bei der Auswahl der Sorten wird man zunächst, bezüglich des Gedeihens, die örtlichen Verhältnisse berücksichtigen müssen und besonders solche Sorten wählen, die sich bewährt haben und deren Früchte gern gekauft werden oder sonst eine passende Verwendung finden. Es kann aber auch noch in anderer Weise auf die Absatzverhältnisse Rücksicht genommen werden. Ist z. B. eine Lage günstig für Kernobstbäume, so können edlere Sorten von Winterbirnen und Aepfeln angepflanzt werden, weil diese höher im Preise stehen als Sommer- und Herbstobst.

Was die Anpflanzung selbst anbelangt, welche entweder im Herbste oder im Frühjahre vorgenommen wird, so ist diesbezüglich zu beachten, daß jeder Baum an seinem neuen Standorte zunächst wieder junge Wurzeln bilden muß, weil er nur an den Spitzen der jungen nicht aber vermittelst älterer Wurzeltheile seine Nahrung aufzunehmen vermag. Es ist daher sehr vortheilhaft, wenn sich an den zu pflanzenden Bäumen recht viele sogenannte Faserwurzeln befinden, weil sich besonders an diesen wieder leicht junge Wurzeln bilden, die dann das Anwachsen begünstigen. Letzteres wird in um so höherem Maße der Fall sein, je mehr auch die äußeren Verhältnisse, entsprechende Feuchtigkeit und Temperatur des Bodens mitwirken. Man kann daher im allgemeinen annehmen, daß für leichte Böden die Herbstpflanzung, für schwere hingegen die Frühjahrspflanzung angezeigt ist. In letztgenannten Böden ist die übergroße Winterfeuchtigkeit wie überhaupt der physikalische Zustand des schweren Bodens im Winter der Neubildung von Wurzeln, die im Herbste bereits eingeleitet werden kann, nicht zuträglich, sodaß eher ein Verderben als ein Vernarben der verletzten Wurzeln eintritt. Für leichtere und trockenere Böden kann aber die Herbstpflanzung deshalb vortheilhaft sein, weil hier im Laufe des Herbstes und Winters bereits eine Neubildung von Wurzeln eintreten kann, die in solchen Böden bei einer Frühjahrspflanzung zuweilen weniger begünstigt wird, weil diese Böden im Frühjahre leicht austrocknen. Bei gehöriger Umsicht kann jedoch in allen Bodenarten das Anpflanzen im Frühjahre vorgenommen werden. Es wird damit begonnen sobald sich der Boden bequem bearbeiten läßt und wird bis zum Austreiben der Bäume fortgesetzt. Je früher das Anpflanzen vorgenommen wird, um so vortheilhafter wird es für das Gedeihen der Bäume sein, weil ihre Neubewurzelung schon bei sehr niederer Bodentemperatur eingeleitet und durch die Frühjahrsfeuchtigkeit des Bodens begünstigt wird.

Die Gruben, in welche die Bäume gesetzt werden, dürfen nicht zu klein sein; bei sorgfältig ausgeführten Pflanzungen werden sie 1 m weit und ebenso tief ausgehoben, sodaß der Boden in der Umgebung der Bäume gehörig gelockert wird. Die nachlässige Pflanzung, wie man sie leider nur zu häufig antrifft, bei welcher die Baumgrube eben nur groß genug ausgehoben wird, daß die Wurzeln des Baumes hineingehen, hat ungefähr denselben Erfolg, wie die Bebauung eines Feldes, das vorher nicht geackert wurde.

Vor und während der Anpflanzung müssen die Wurzeln der Bäume selbstredend möglichst vor dem Austrocknen geschützt werden. Die Wurzeln werden mit einem scharfen Messer so weit zurückgeschnitten, als sie beschädigt sind, sodaß die Vernarbung der Wunden bald erfolgen kann. Die Zweige werden ebenfalls, mit Rücksicht auf die zu bildende Baumkrone, etwas eingekürzt.

Die Anpflanzung selbst muß so ausgeführt werden, daß die Bäume, nachdem sich der Boden gesetzt hat, mit dem Stamme und den Wurzeln genau wieder so tief zu stehen kommen, wie sie vorher in der Baumschule standen. Beim Pflanzen müssen daher die Bäume etwas höher gesetzt werden, sodaß sie, wenn sich der Boden gesetzt hat, in die richtige Tiefe zu stehen kommen. Zu hoch gepflanzte Bäume findet man selten, sehr häufig aber zu tief gepflanzte, Letzteres hat aber zur Folge, daß die Bäume jahrelang kränkeln und kein freudiges Wachsthum zeigen oder bald ganz eingehen. Das zu tiefe Pflanzen ist für feuchte schwere Böden noch nachtheiliger als für leichtere und trockene.

Ist der Boden, in welchen die Bäume gesetzt werden, von geringer Qualität, so kann das Anwachsen durch Herbeischaffung von etwas Kompost oder etwas besserer Garten- oder Ackererde, die mit dem übrigen Boden vermischt wird, befördert werden. Die Anwendung von frischem Dünger ist aber zu verwerfen. Das Pflanzen muß so ausgeführt werden, daß die Wurzeln gleichmäßig vertheilt und von Erde umhüllt sind. Letztere wird schließlich, um den Boden mit den Wurzeln in innige Berührung zu bringen, noch etwas festgetreten und bei trockenem Boden und später Pflanzung mit Wasser begossen.

Der Pfahl, den jeder Baum erhält, muß vor dem Pflanzen zuerst in die Grube gestellt werden und soll für gewöhnlich mit seinem oberen Theile nicht in die Baumkrone, sondern nur bis an diese hinaufreichen, sodaß sich die Aeste nicht an ihm reiben können. Man stellt deshalb häufig auch den Pfahl auf die Seite, von welcher die meisten Winde wehen, sodaß der Baum nicht gegen den Pfahl gedrückt wird. An Wegen und Straßen ist es aber vortheilhaft, den Pfahl auf die Wegseite zu stellen und dann auf letztere noch einen Stein vor den Pfahl. Werden so gepflanzte Bäume schließlich noch mit Dornenreisig umgeben, so sind sie sowohl gegen die Beschädigungen vorübergehender Personen, wie gegen das Benagen von verschiedenen Thieren geschützt. Die Befestigung des Baumes an den Pfahl darf jedoch nur eine lose sein, sodaß sich der Baum mit der Erde setzen kann und nicht am Pfahle aufgehängt wird, wobei die Wurzeln leicht beschädigt werden können. Am besten wird das aus Stroh, Tuchstreifen, Weiden ꝛc. bestehende Band in Gestalt einer 8 angelegt, sodaß sich in der einen Schlinge der Baum und in der andern der Pfahl befindet.

Die Arbeit des Pflanzens ist nun beendet. Läßt man dann den Bäumen in den folgenden Jahren eine entsprechende, aber nur wenig Aufwand erfordernde Pflege angedeihen, so wird man zu dem Resultate gelangen, daß die rationelle Obstkultur ein dankbares und rentables Unternehmen ist.

Dr. F. Heyer.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870123058/fragment/page=0002

hauchende Sumpfland an der Küste mit seinen verrufenen Hafenorten Redutkaleh und Poti. Aber ein Schlaraffenleben führt dieses Volk trotz alledem. Der Mingrelier, schön von Gestalt und Antlitz, kümmert sich wenig um die Arbeit, da ja das milde Klima dieselbe entbehrlich macht. Er wandelt im Schatten riesiger Nuß- und Kastanienbäume, und die pontische Riesentraube, die oft schenkeldick die höchsten Baumwipfel erklimmt, liefert ihm Früchte im Ueberfluß. Alle Mingrelier sind arm und das Gemeinwesen ist bei ihnen wenig entwickelt, da sich jeder auf den lieben Gott verläßt und unter der südlichen Sonne dem behaglichen Nichtsthun sich hingiebt. Sicher ist, daß vormals blühende Verhältnisse in Mingrelien geherrscht haben und eine uralte Kultur zu förmlicher Unkultur herabgesunken ist. Es wäre Unrecht, die Russen hierfür verantwortlich zu machen. Waren es doch sie, welche der gräflichen Vasallenwirthschaft ein Ende bereiteten. Für den Niedergang ist in erster Linie der einheimische Adel verantwortlich zu machen. Verschwendungssucht bei gleichzeitiger Unlust zur Arbeit giebt eine schlechte Bilanz. Daher die geringe Zahl von wohlhabenden und reichen Familien (wie die Orbeliani, Tschawtschawadse, Bagration, Mingrelsky), welche durch ihren werthvollen Grundbesitz nach wie vor im Besitze eines fürstlichen Vermögens sind. Gut russisch aber sind sie alle. Die schönen Töchter Georgiens und Mingreliens werden mit Vorliebe von Russen jeden Standes geheirathet. Selbst der nüchterne Armenier zieht nicht selten die üppige, lebhafte Georgerin seinen schüchternen und sittsamen Landsmänninnen vor. Die wenig zahlreichen vornehmeren Familien sind völlig russifizirt. Russische Sitte, russische Bildung gelten bei ihnen und haben die nationalen Eigenthümlichkeiten fast gänzlich verdrängt.

Land- und Hauswirthschaft.

Ueber Obstbaumpflanzungen.

Eine Mahnung an Landwirthe und Gemeinden.

Eine mit den erforderlichen Rücksichten ausgeführte Pflanzung von Obstbäumen ist die Grundlage für deren zukünftiges Gedeihen. Kommen bei der Anpflanzung Vernachlässigungen vor, so wird das Gedeihen der Bäume überhaupt in Frage gestellt oder sie wachsen so kümmerlich, daß sie erst nach vielen Jahren zum Fruchttragen gelangen und dann Erträge geben, die zu den aufgewendeten Kosten und Anstrengungen in keinem Verhältnisse stehen. Dieses Ergebniß wird dann aber gewöhnlich dem Boden oder der örtlichen Lage zugeschrieben, nicht aber der verkehrten Behandlungsweise. Man gelangt vielmehr zu dem irrigen Schlusse, daß der Obstbau an dem betreffenden Orte nicht rentabel sei. — Von schlecht behandelten Obstbäumen kann man aber ebensowenig reiche Erträge erwarten, wie von einem Felde, dessen Bestellung nicht mit der nöthigen Umsicht ausgeführt wurde.

Die arge Vernachlässigung, die dem Obstbaue bei uns zutheil geworden ist, hat bewirkt, daß derselbe an vielen Orten rückwärts anstatt vorwärts gekommen ist, sodaß wir jetzt viel Obst aus dem Auslande beziehen müssen. Im Herbste giebt es zwar bei uns zuweilen Obst genug; es ist aber von so geringer Qualität, daß sich nicht viel damit anfangen läßt und nur sehr niedere Preise dafür erzielt werden. So auch im vergangenen Jahre; kurz vor Weihnachten wurden aber tiroler Aepfel das Stück mit 10 Pf. bezahlt, und zwar für Sorten, die bei uns ausgezeichnet gedeihen.

Wie viele Gemeinden und Landwirthe könnten sich aus sorgfältig angelegten und gepflegten Obstbaum-Pflanzungen auf Straßen und sonst unbenutzt liegenden Plätzen eine Einnahmequelle verschaffen, wenn man es der Mühe werth hielte, sich darum zu kümmern. In Würtemberg, dem obstreichsten Lande in Deutschland, haben manche Gemeinden ganz bedeutende Einnahmen aus ihren Obstanlagen. Von den dort gesammelten Aufzeichnungen mögen hier folgende Erwähnung finden:

Die Stadt Oehringen hatte von 1800 tragbaren Aepfel- und Birnbäumen in den 10 Jahren von 1870 bis 79 einen Reinertrag von 24,648 M. oder pro Baum und Jahr 1,37 M. Unter den Bäumen befanden sich viele geringwerthige Sorten und hatten auch keine besonders gute Pflege erhalten. Ferner wurde in den sechs Jahren von 1880 bis 85 von 1460 Bäumen ein Reinertrag von 20,051 M. erzielt, oder pro Baum und Jahr 2,29 M.

Die Stadt Weinsberg hatte in den 10 Jahren von 1870 bis 79 von 1150 Aepfel- und Birnbäumen einen Reinertrag von 36,081 M. oder im Durchschnitt pro Baum und Jahr 3,14 M. An Pflegekosten wurden im ganzen Zeitraume nur ausgegeben 824 M., oder durchschnittlich pro Baum und Jahr 7 Pfg. Ferner ergaben 850 tragbare Bäume in den 6 Jahren von 1870 bis 75 einen Reinertrag von 27,623 M., oder durchschnittlich pro Baum und Jahr 5,41 M.

Die Spitalverwaltung in Oehrungen hatte von 157 Aepfelbäumen in den zehn Jahren von 1870 bis 79 einen Reinertrag von 2395,43 M. oder pro Baum und Jahr 1,52 M.; ferner von 103 Aepfelbäumen in den 6 Jahren von 1880 bis 1885 einen Reinertrag von 1437 M. oder pro Baum und Jahr 2,45 M.

Als durchschnittlicher Reinertrag von 3107 Aepfel- und Birnenbäumen während der 10 Jahre von 1870 bis 79 hat sich ergeben pro Baum und Jahr 2,03 M.; während der 6 Jahre von 1880 bis 85 pro Baum und Jahr 3,54 M.

Die Bäume auf Aeckern und in Gärten haben noch bedeutend höhere Reinerträge, bis zu 10 M. pro Baum und Jahr, ergeben. Die auf Zinseszinsen und Amortisation angestellte Berechnung hat ergeben, daß die Obstbäume höhere Rein-

---

Blattes, der noch durch zeitweilige Gratismusikbeilagen (beliebter Chorlieder) und künstlerisch ausgeführte Porträts bereichert wird. — Die uns vorliegende Nr. 1 des neuen Jahrganges der „Sängerhalle" enthält u. a.: Auszugsweise Mittheilung der Satzungen des Deutschen Sängerbundes; Fortsetzung des Gesangvereinsadreßbuches, Nachrichten über Vereinsjubiläen im Jahre 1887 (darunter das 25jährige des Deutschen Sängerbundes am 21. Sept. d. J.), einen Aufruf für Bayreuth, eine biographische Skizze über H. Pfeil (25jähriges Redaktionsjubiläum), und Bemerkungen gegen die Zersplitterung im Vereinswesen, zahlreiche Berichte und kleine Notizen, Rezensionen und Novitätenanzeigen und eine musikalische Gratisbeilage. — Die „Sängerhalle" erscheint wöchentlich und kostet vierteljährlich nur 1,25 M. Alle Buch- und Musikalienhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnementsaufträge an.

* Bei unserer fröhlichen Jugend Lust und Liebe und Verständniß für die edle Tonkunst zu erwecken und zu pflegen, das ist die Aufgabe, die sich die „Musikalische Jugendpost" (Verlag von P. J. Tonger, Köln) gesellt hat und die zu lösen sie auf dem richtigen Wege ist. Die neueste Nummer (21) ist wiederum ein Beleg hierfür. Einem der tüchtigsten musikpädagogischen Schriftsteller verdanken wir da zunächst einen prächtigen, dem Verständniß der Jugend angepaßten Artikel über die Militärmusik, welcher durch die in der Gratisbeilage entfaltenen „Marsch der französischen Garden" (17. Jahrhundert), „Mollwitzer Marsch" (18. Jahrhundert) für Klavier bearbeitet, historisch illustrirt wird. Dieselbe Musikbeilage enthält noch ein hübsches leicht ausführbares „Andalusisches Ständchen" für Violine und Klavier. Aus dem ferneren Inhalt der Nummer weisen wir ferner auf folgende interessante Artikel: „Guido von Arezzo", der Erfinder des Notensystems, von K. Löwe. — „Franz Liszt und der Besen der Boulevards", ein heiteres Stückchen aus des Meisters Jugendjahren von E. Haaß. — „Die Drehorgel", eine Geschichte zum Nachdenken für unsere Kleinen von M. Hüffer, mit 2 Illustrationen. — „Ein musikalischer Wettstreit", aus Joh. Seb. Bachs Leben, von Hermine Lowan. — Mitspiel. Literatur.

* Leitfaden für den Unterricht in der Heeresorganisation auf den Königlichen Kriegsschulen. Auf Veranlassung der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ausgearbeitet. Preis 1,60 M. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Die Uebersicht der Heeresorganisation, wie sie der für den Unterricht in diesem Lehrgegenstande bestimmte Leitfaden für die Kgl. Kriegsschulen enthält, bietet überhaupt die genaueste und zuverlässigste Darstellung der Gliederung des deutschen Heeres zu Lande und zur See in Bezug auf Zusammensetzung, Stärke, Befehligung, Verwaltung, Ersatz und Rechtspflege. Dieser Leitfaden ist daher auch besonders geeignet, das Interesse des großen Publikums an unserem Heerwesen zu befriedigen und die Fragen, die es am häufigsten bezüglich desselben stellt, zu beantworten.

daß er nicht spanisch verstand und ihm jegliche Unterhaltung fehlte. Nur zwei englische Familien hatte er aufgefunden, die von Madrid gekommen waren, das Reisen in Spanien aber in den düstersten Farben schilderten. Da gab der Lord es auf, weitere Reisen in Spanien zu machen, vielmehr ließ er sich bereden, mit den beiden Familien nach Palermo zu reisen.

Nachdem wir uns 17 Tage in Barcellona aufgehalten hatten, schifften wir uns auf einem Amerikaner nach Palermo ein, wo wir nach einer dreitägigen, sehr angenehmen Reise anlangten. Das Wetter auf dieser Reise war ausnehmend schön, eben so angenehm war die Reisegesellschaft, so kam es, daß der Lord seine frühere Heiterkeit fast wieder erlangte. Kaum aber waren wir angekommen, so nahmen die Nachforschungen nach der Genoveva wieder ihren Anfang und wurden tagelang fortgesetzt. Er nahm sogar zwei Lohndiener an, die Palermo und seine Umgebung genau kannten, und versprach demjenigen 10 Carolin, der den Aufenthalt der jungen schönen Dame ermitteln würde — es war aber alles vergeblich.

Schon früher hatte der Lord Anfälle von Gicht und Podagra gehabt, und hier in Palermo wurde er aufs neue davon befallen, aber mit weit größerer Heftigkeit. Auch ich fühlte mich nach den zahlreichen Sturzbädern, die ich bei jenem Sturme erhalten, nicht recht wohl und frug den Arzt um Rath. Der rieth mir täglich drei Bäder in der See, morgens, mittags und abends. Ich folgte seinem Rathe und war in vierzehn Tagen vollständig wieder hergestellt. Anders war es beim Lord, sein Zustand wurde nicht besser, sondern schlimmer, weil er seine Schmerzen durch Weingenuß zu betäuben suchte. Er trank unmäßig von früh bis abends und wurde eigentlich nie nüchtern, sodaß wir unsere Noth mit ihm hatten.

Da riethen ihm befreundete Engländer nach Ischia zu gehen und die dortigen Bäder zu gebrauchen. Er ließ sich endlich überreden und wir reisten nach einigen Tagen dorthin ab. Die ganze Insel war von Fremden überfüllt, auch viele Bekannte aus Neapel trafen wir hier. Das Klima war aber so reizend, das Leben so angenehm, und der Zustand des Lord besserte sich von Tag zu Tag, sodaß der Aufenthalt hier zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens zählt. Schon nach vier Wochen hatte er seine völlige Gesundheit wieder erlangt.

In Italien wollte es aber dem alten Herrn nicht mehr gefallen, daher, als er hörte, daß in Rom ein französischer Gesandter angekommen sei, ließ er schnell zur Abreise rüsten, weil er hoffte, durch diesen Pässe nach Deutschland zu erhalten.

Wir reisten zunächst nach Neapel, hielten uns hier einige Tage auf und dann nach Rom. Am 7. Juni kamen wir in Rom an und sogleich stellten sich die alten Freunde wieder ein und das alte Leben begann von neuem. Er trank sechs Flaschen Wein täglich und wohl auch mehr. Kaum aber wieder begonnen, überfiel ihn die Krankheit auf's neue und zwar in einer Weise, daß alle Kunst der Aerzte nichts dagegen vermochte. Er starb unter unsäglichen Schmerzen am 11. Juni 1802 und hatte ein Alter von 72 Jahren 5 Monaten erreicht.

Sein Tod wurde sogleich seinem Bau quier Torlonio angezeigt, der einen Courier mit der Todesnachricht nach England abfertigte.

Am vierten Tage nach dem Tode ward sein Leichnam seciert und balsamirt, wobei mehrere vornehme Engländer und wie es mir schien auch englische Geistliche zugegen waren. Die Sektion und die Einbalsamirung dauerte drei Tage, wobei lange Protokolle aufgenommen wurden.

Mittlerweile war ein zimmerner und ein hölzerner Sarg angefertigt worden. Der Leichnam wurde in den zimmernen Sarg gelegt, angethan mit seinem bischöflichen Ornat und dieser auf einem Katafalk drei Tage zur Schau ausgestellt. Vierundzwanzig Wachskerzen brannten zu beiden Seiten des Sarges und vier Priester, die sich immerfort ablösten, saßen zu seinen Füßen und murmelten ohne Unterlaß leise Gebete. Am vierten Tage fand eine kleine Trauerfeierlichkeit statt, wobei die Leiche nochmals eingesegnet und dann der Sarg geschlossen wurde.

Alle seine Bücher und Schriften, seine zahlreichen Gemälde und Kunstsachen wurden nach einem großen Saale geschafft und dieser verschlossen und versiegelt.

Schon während der Reise nach Rom, dann während der Krankheit und nach dem Tode war ich 14 Tage in kein Bett gekommen und war dadurch so hinfällig geworden, daß ich der Erholung dringend bedürftig war. Da kam denn die Weisung, so lange in Rom zu bleiben und zu warten bis der Kurier aus England zurück sein werde, sehr willkommen. Erst in der sechsten Woche nach dem Tode kehrte der Kurier zurück. Mit Ausnahme des Kammerdieners, der die Leiche nach England begleiten mußte, wurde nun die gesammte Dienerschaft verabschiedet und jeder erhielt ein Geschenk von 50 Pfd. Sterl., außerdem noch 20 Pfd. St. Reisegeld.

Da ich nun reichlich mit Geld versehen war und mein Sinn nach der Heimath stand, machte ich mehrere Einkäufe und verwendete darauf eigentlich mehr Geld als nöthig war. Dann meldete ich mich bei dem preußischen Gesandten Herrn v. Uhden um einen Paß, den ich auf drei Monate auch erhielt und reiste dann nach Florenz.

Hier begab ich mich sogleich nach dem Hotel, wo ich mit dem Lord länger gewohnt hatte und wurde vom Wirth sogleich erkannt und freundlich aufgenommen. Nachdem ich ihm meinen Plan, nach Deutschland zu reisen, mitgetheilt hatte, rieth er mir ab und es gelang ihm sogar mich zu überreden, für einige Wochen bei ihm in Dienst zu treten.

Das erschien mir in der Folge als ein großer Fehler, der meinem Leben auf Jahre hin eine Wendung gab, die ich zu beklagen gehabt habe. Ich war etwa zwei Wochen im Hotel, als zwei Fremde hier Wohnung nahmen, der eine hieß Salicetti, der andere Beranger. Ich trat später in ihre Dienste als Kurier und damit beginnt eine neue Epoche meines Lebens, die reich an Leiden und Drangsalen war.

*

Hier schließt der erste Band der Aufzeichnungen Gottschalks, ein zweiter Band von gleichem Umfange ist leider verloren gegangen, was die Leser u. Bl., soweit sie diese Schilderungen, deren kulturgeschichtliches Interesse nicht unterschätzt werden darf, verfolgt haben, mit uns beklagen werden. D. R.

---

für Tuchmacher, „Elementendrechsler" für Töpfer, „Druckfehler" für Buchdrucker, „Haarbesengeneral" für Stubenmädchen, „Thranprovisor," „Pomadenhengst," „Düttendreher," „Suppenschnidt," „Ellenreiter," „Rathtrath" u. s. w. Ein Schreiber hat den schönen Nebentitel „Federfuchser," ein Wucherer heißt „Halsabschneider" oder „Kravattenfabrikant," einen zur sommerlichen Uebung eingezogenen Reserveoffizier nennt der Berliner „Sommerlieutenant" und ein Lumpensammler erkennt sich in Sprecathen der schönen Titulatur „Naturforscher." s—n.

Literatur und Kunst.

* Er und Sie. — Marit Skjölte. Zwei norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Janson. Nach der 6. Auflage der autorisirten kopenhagener Ausgabe. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen. Druck und Verlag von M. Heinsius. 1886. 8°. 326 S., broschirt 5 M., geb. 6 M. — Zu Kristofer Janson, geboren 1841 zu Bergen in Norwegen, führt uns P. J. Willatzen, der vortreffliche Uebersetzer nordischer Poeten, einen in Deutschland bisher völlig unbekannten Dichter zu, einen Dichter, der dieser Ehre sogar dann im hohen Grade werth sein würde, wenn er nichts weiter geschrieben hätte, wie diese beiden Erzählungen; denn diese sind Meisterwerke allerersten Ranges und dabei außerordentlich verschieden von all dem, was bisher auf dem Gebiete der Erzählerkunst geboten wurde. Es wird so oft gesagt, dieser oder jener Dichter leiste mit den einfachsten Mitteln Bedeutendes und Großes, und oft wird das mit vollem Recht behauptet; aber Janson überbietet alles Dagewesene an Einfachheit der Kunstmittel und erreicht dabei den denkbar tiefsten und nachhaltigsten Eindruck. Mit einer wahrhaft elementaren Kraft, wie sie sonst nur einigen Volksliedern eigen ist (ich denke z. B. an das deutsche „Mutter, ach Mutter, es hungert mich!" und an das schottische von Edward, dem Mörder seines Vaters), erzählt dieser wunderbare Poet zwei Geschichten, deren Stoff ebenfalls von volksliedartiger Einfachheit ist, und doch berührt er nach und nach jede Saite des menschlichen Herzens, sodaß endlich die ganze Skala menschlicher Empfindungen und Gefühle angeschlagen ist. Seine Gestalten sind wahre, echte Menschen von Fleisch und Blut, einfachen Sinnes und Charakters, oft so schroff oder so groß wie die nordische Natur ihrer Heimath; sie werden vom Dichter in Bewegung gesetzt wie vom Schachspieler die Figuren seines Spiels: — jeder Schritt ist ein zielbewußter, jeder Haltepunkt ist eine Station, die direkt aufs Ziel führt. Die Charakteristik ist in beiden Erzählungen vortrefflich; was die Komposition anbetrifft, so sieht die zweite der ersten etwas nach. Zwei ganz verschiedene, aber sich ergänzende Probleme hat sich der Dichter gestellt: in „Er und Sie" das Werden und Wachsen der Liebe, in „Marit Skjölte" das Werden und Wachsen des Hasses, dessen Mutter die Liebe war. Mit meisterhafter Sicherheit vollzieht sich die Lösung dieser Probleme durch die Kunst des Poeten, die kennen zu lernen hier-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870123058/fragment/page=0003

Mingrelien - Kolchis.

Im Stereoskopkasten des Orients ist vor Wochen das Bild eines „erotischen Prinzen" aufgetaucht, das sich bis heute nicht vom Platze gerührt hat. Der Andrang zum Guckkasten ist nicht so groß, aber ab und zu finden sich Neugierige, welche ihre Augen an die Gläser heften und der geheimnißvollen Erscheinung einige flüchtige Blicke widmen. Diese öffentliche Schaustellung würde vielleicht mehr Zeit beansprüchen, wenn gewisse Aeußerlichkeiten der Einbildungskraft der theils stummen, theils lauten Zuschauer mehr reflexionären Stoff böten. Der mingrelische Prinz befriedigt jedoch alle diese Voraussetzungen nicht. Er steckt in der Uniform eines russischen Offiziers und zeigt keine besonderen Rassenmerkmale. Mancher Neugierige zuckt die Achseln und geht seines Weges.

Und dennoch thut er unrecht, wie Schweiger-Lerchenfeld im „W. Fremdenblatt" schreibt. Der „Mingrelier" ist unbestritten eine interessante Erscheinung, weniger in Bezug auf seine Person, denn als Angehöriger eines Landes, dessen Namen vielen ein leerer Schall sein möchte. Um dem Leser das Gegentheil zu beweisen, müssen wir in unserem orientalischen Guckkasten etliche kleine Scenenwechsel hervorrufen. Wir beginnen also und zeigen zuvörderst dunkle Wälder von urwaldähnlicher Undurchdringlichkeit mit tiefen, geheimnißvollen Schatten, in welchen die pontische Rosentraube glüht und das bunte Federkleid des Fasan zwischen Steckpalmen und Azaleen schimmert. Ziehende Nebelstreifen verrathen uns die Anwesenheit von Wasserrinnen, die den Blicken durch Buchsbaum- und Kirschlorbeerdickicht entzogen sind. Die Luft ist heiß und feucht, allenthalben brütet die geheimnißvolle Stille des Tropenlandes. Dort, wo das Meer — die blaue Welle des Pontus — an die Dünen und Lagunen des flachen Ufers schlägt, stehen Pfahlburgen in der Sumpfwildniß. Ein einziger Strom, von Dickichten beschattet, öffnet sein Thor gegen die See. Es ist der antike Phasis, der den schmachhaftesten Repräsentanten der Vogelwelt seinen Namen gegeben hat. Wir machen den Beschauer auch auf eine Anzahl hochborbiger Ruderschiffe aufmerksam, die langsam stromauf ziehen, mit speerbewaffneten Mannschaften, blinkenden Tartschen von Eisen aus dem Lande der pontisch-anatolischen Chalyben, goldflammigen Schiffsschnäbeln und dergl. mehr. Ihr Ziel ist eine im Buchenwald versteckte glanzvolle Stadt, in welcher ein mächtiger König gebietet. Der Stammbaum dieses Fabelkönigs reicht zu den Götterthronen hinauf.

Das ist unser erstes Bild: das alte Kolchis. Es ist, wie man weiß, der Schauplatz der Argonauten-Mythe. Was die Irrfahrer aus Thessalien nach Kolchis führte, läßt sich einigermaßen errathen: die Bezeichnung „Goldland" für Kolchis giebt den Schlüssel hierzu. Die Argonautensage ist ein mit Sagen ausgestatteter Bericht von dem ersten griechischen Raub- und Entdeckungszuge, welcher über die heimathlichen Küsten hinausging und vom Hellespont bis zum Phasis Handel und Verkehr mit den Völkern eröffnet hatte. Nach beschwerlichen Irrfahrten ward endlich der Gipfel des Kaukasus erblickt, die Mündung des Phasis erreicht. Die Schiffe wurden an den Strand gezogen, die Hauptstadt wurde besucht, aber das Gastrecht des Königs von den Helden schnöde verletzt. Seine Schätze (das „goldene Vließ"), Medea, sein Kind, wurden geraubt. Das Unternehmen war unerhört. Die Helden wurden zu den Göttern, das Schiff zu den Sternen erhoben.

Wessen Stammes die Kolchier waren, weiß man nicht. Immerhin ergeben sich Anhaltspunkte, in den heutigen Bewohnern des Küstenlandes die direkten Nachkommen jenes Volkes zu erkennen, von dem Hippokrates berichtet, daß es in Pfahldörfern wohnte, infolge der Sümpfe und schwülen Fieberluft ein kümmerliches Dasein fristete und physisch überhaupt mißrathen war. Diese Lebensverhältnisse sind, die Pfahlwohnungen abgerechnet, bis auf diesen Tag dieselben geblieben. Auch die Mittheilung des Hippokrates, die Kolchier hätten eine „rauhe Stimme" gehabt, weist auf die harte, schwerfällige, durch Anhäufung von Mitlauten sich auszeichnende Sprache des georgischen Stammes hin. Sie klingt rauh, da die Laute tzsch und scheh eine große Rolle in ihr spielen. Auch Herodot hat uns die Kolchier geschildert, aber er stellt sie als schwarzhäutig und krausköpfig dar, was, oberflächlich beachtet, verwunderlich klingt. Herodot führt aber noch an, daß die Kolchier überhaupt den Aethiopiern ähnlich seien und Lebensgewohnheiten hätten, welche auf egyptischen Ursprung hinweisen. Daraufhin hat man die Schlußfolgerung gezogen, daß während der kurzen Unterwerfung Egyptens unter Assyrien (um 680 v. Chr.), zu welch letzterem auch das südlich an Kolchis grenzende Bergland der „Moscher" gehörte, Mitvölker, die im Wasserbau erfahren, ganz nach asiatischer Despotenweise, zur Urbarmachung nach den sumpfigen Pontusländern verpflanzt wurden. In diesem Falle würde es sich indeß nur um eine Kolonie handeln und das Volk der Kolchier hätte trotz alledem mit den Einwanderern nichts zu schaffen.

Es wäre sonach ein urklassischer Kolchier, den wir in dem „Mingrelier" zu erblicken hätten? In der That ein geheiligter Stammbaum! War doch der Kolcherkönig Aretes ein Sprößling des Helios und hat sich, wie nachweisbar, die Mythe von der egyptischen Abstammung des Vließ-Volkes aus der spekulativen Sagengeschichte von dem Siegeszuge des Osiris durch die ganze Welt, in die älteste Völkerkunde eingeschlichen. Osiris, als Städtegründer, hatte auch den Grundstein zur Kolcher-Residenz gelegt . . . Wenn nun auch, wie kaum ausdrücklich bemerkt zu werden braucht, ein Anrecht auf olympische Verwandtschaft für den Mingrelier nicht besteht, reicht dennoch die Stammtafel seines Geschlechtes tief ins Alterthum zurück. Eine korrekte Ahnenprobe ist freilich nicht möglich. Zu bemerken ist — und hierbei schweben wir das zweite Bild in unseren Guckkasten — daß die Kolcher späterhin in den Iberern, ihren östlichen Nachbarn, aufgingen. Die Iberer aber sind ein Urvolk von Transkaukasien. Sie nannten sich selber „Kurthmeli," und der Name ist bis auf den Tag geblieben. Als die Römer in Transkaukasien erschienen (während der mithridatischen Kriege), kannte man den Namen „Kolchis" nicht mehr; an seiner Statt tritt zum erstenmale die Bezeichnung „Mingreli" auf.

Die Ibern oder Karthmeli sind die heutigen Georgier, mit denen die Mingrelier eines und desselben Stammes sind. Nun, auch die Georgier brauchen sich ihrer historischen Vergangenheit nicht zu schämen. Der Ursprung der georgischen Dynastie der Bagratiden reicht bis ins zweite assyrische Weltreich hinauf. Der Feldherr Holofernes hatte in Palästina eine furchtbare Niederlage erlitten und war selber der Rache eines Weibes (Judith) verfallen. Die nächsten Kriegszüge der Assyrer brachten eine namhafte Zahl von hebräischen Gefangenen, welche nach Armenien geführt und dort angesiedelt wurden. Lange Zeit war von ihnen nicht die Rede, bis ein gewisser Schamdad — der Gründer eines berühmt gewordenen Geschlechts — der „Bazradunier" (Bagradunier) ward, eines Stammes, aus dem unter der Namensform „Bagratiden" ein altberühmtes Königsgeschlecht hervorging, deren letzte (georgische) Sprossen noch heute in Rußland unter dem Namen Bagration existiren. Die ruhmreiche Epoche des georgischen Zweiges fällt in das zwölfte Jahrhundert, unter der Königin Thamar. Damals reichte der georgische Besitz von Trapezunt bis zum Kaspischen Meere, von der Rion-(Phasis-)Mündung bis in die Hochländer des Kaukasus hinein. Den ersten Stoß erhielt dieses große Reich durch den Islam, alsdann durch das Türkenthum. Von da ab war Transkaukasien ein Tummelplatz westasiatischer Völker: Perser, Osmanen und Kurden, zu denen sich noch Mongolen und Tataren gesellten. Am schlimmsten haben die Perser gehaust und nachmals Mohamed Aga, der Vorläufer der Kadscharen-Dynastie. Erst im Jahre 1801, als die Russen zum erstenmale in Transkaukasien erschienen, kam Georgien mit Imeretien und Kachetien in ihre Gewalt, hauptsächlich durch die Schwäche und Nachgiebigkeit des letzten Königs, Georg XIII., welcher durch unglückselige Theilungen sein Reich gänzlich zerrüttet hatte. Der Widerstand der Königsfamilie aber war nachhaltig. Am starrsten hielt sich die Königin-Wittwe, welche einem ihrer Vasallen, der in sie drang, dem anwesenden Boten des Czareu sich zu fügen, den Dolch in die Brust stieß. Gefaßt ließ sie sich hierauf mit ihren beiden Söhnen gefangen nehmen, um für immer zu verschwinden. Man hat nie erfahren, was aus der letzten georgischen Königin geworden. Nur so viel verlautet, daß man sie lange Zeit in einer russischen Stadt gefangen hielt; Ort und Tag ihres Endes aber sind unbekannt geblieben.

Länger als Georgien behielt Mingrelien seine Selbständigkeit, wenn auch die „Dadians" (was so viel als Herr, Gebieter bedeutet) nur von Gottes und Rußlands Gnaden eine höchst fadenscheinige Herrschaft ausübten. Der letzte „unabhängige" Dadian war Fürst Daviko, dessen Verschwendungssucht keine Grenzen kannte. Als er die Augen geschlossen hatte, waren unmündige Kinder zurückgeblieben, über welche die Fürstinwittwe Katharina, geborene Tschawtschawadse, strenges Regiment führte. Auch sonst steckte in dieser merkwürdigen Frau etwas von dem Geiste, welcher einst die skythischen Amazonen zu Gewalt- und Großthaten fortriß. Im Krimkriege stand sie persönlich an der Spitze ihres kleinen Heerbannes, allen Verlockungen des englischen Geldsackes standhaft widerstehend. In Gordi, dem Residenzschlosse in Hoch-Mingrelien, der ersten Gebirgsstufe zum hohen Kaukasus, umgab sie sich mit abenteuerlich kostümirtem Volk, Garden, Läufern, Mohren und Kämmerlingen. Aber wie einst der Adler im Leibe des gefesselten Prometheus, saß im Herzen der Fürstin Katharina der Geier des Ehrgeizes und sog ihr das Leben aus der Brust. Als ihr Erstgeborener, Fürst Nikolj, volljährig geworden war, hoffte sie ihren Sohn das Regiment antreten zu sehen. Aber es kam anders. Die Verhältnisse Mingreliens waren so verfahren, daß Czar Alexander II. eine Lösung suchte und fand, die gewiß nicht alle Theile gleich befriedigt hat. Mit Anwendung eines starken Druckes von oben wurde Fürst Nikolaj dazu gebracht, auf seine Hoheitsrechte zu verzichten. Rußland entschädigte den Abdicirenden mit einer Million Rubel und ordnete dessen Grundbesitzverhältnisse, wodurch er zu einem reichlichen und gesicherten Einkommen gelangte.

So wären wir wieder beim Ausgangspunkte angelangt. Die Scenenfolge war freilich knapp und kurz; nicht ein Wort über die gewaltige Majestät des hohen Kaukasus mit seinen ungeheuer tiefen Erosionsthälern, keine kriegerischen Erinnerungen an die Herren des Daghestan, der Tschetschna, des Adhige-Landes. Weder Schamyl, noch Kadi Molah, noch der „zweibeinige Wolf" des Swanetischen Hochlandes oder irgend eine andere kaukasische Berühmtheit ist uns in den Weg getreten. Wir haben keine wilden Bergpässe abgeritten, nicht die Gastfreundschaft bei malerisch zerlumpten Osseten angesprochen, nicht mit wilden Chewjuren den Steinbock in den Klüftungen des Schebulosnitau gejagt. Also nichts von all der bestrickenden Romantik, welche die Hochwarte zwischen Europa und Asien berühmt gemacht hat. In unserer Bilderreihe erscheint gleichwohl das Alterthümliche und Seltsame, das Urmythische und historisch Bedeutsame vertreten: Elemente, die der Vergangenheit — soweit uns diese eben bekannt ist — der Bergvölker gänzlich fehlen. Gewiß ist, daß ein Ritt durch Mingrelien auch heute noch ein solcher in das Zauberland der Phantasie ist, denn von den Bergstaffeln Hoch-Mingreliens aus umfaßt der Blick das üppige Tiefland mit seiner wunderbaren Triebkraft, und zeigt sich der graue Streifen des unwirthlichen Pontus, den die Gestalten der ältesten Menschensagen bevölkern. War's doch im Angesichte dieser Küste, daß die Argofahrer das dumpfe Rauschen des um den gefesselten Prometheus kreisenden Adlers vernahmen! Auch braucht man der Einbildungskraft keinen allzu großen Zwang anzuthun, um beim Tiefblicke von sonnenheiterer Höhe ins Gebiet der dunklen Wälder, welche weit draußen die Ufer des Phasis (Rion) säumen, jenen Hain des Ares wieder zu erkennen, in welchem der furchtbare Drache das Goldene Vließ bewachte.

Ein Gegengewicht zu allen phantastischen Ausgestaltungen urklassischer Verfallenheiten ist freilich vorhanden: Das fieber-

---

mit jeder aufgefordert sein soll, der lesen gelernt hat; denn diese Erzählungen gewähren nicht nur dem Kenner einen Kunstgenuß, sondern auch, wenn auch unbewußt, Mann und Weib, Jung und Alt aus der Masse des Volks. — Wilkätzen hat das Buch mit sehr dankenswerthen Nachrichten über norwegische Literatur und über Kristofer Janson eingeleitet; wir erfahren aus dieser Skizze, daß der norwegische Storthing dem Dichter Janson seit 1876 (er war damals 35 Jahr alt) einen jährlichen Ehrensold von 1600 Kronen ausgesetzt hat, damit er finanziellen Sorgen enthoben sei; — und der Deutsche Reichstag denkt gar nicht an deutsche Dichter!! Die Uebersetzung ist musterhaft. Bth.

* b. Mülverstedt, Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis III. Magdeburg 1886, E. Bänsch. Der jetzt erschienene dritte Band des Magdeburger Regestenwerkes schließt dasselbe ab. Er enthält die Regesten bis zum Jahre 1305, außerdem noch zahlreiche Nachträge zu den beiden ersten Bänden. Das Werk enthält bis zu dem genannten Jahre den gesammten geschichtlichen Stoff über das Erzstift Magdeburg, zu dem ja auch Halle und der Saalkreis gehörten. Demnach bildet es für alle, welche sich mit der Geschichte dieses Territoriums beschäftigen, ein gar nicht zu entbehrendes Hilfsmittel und namentlich wird es denjenigen zugute kommen, die die Urkunden aus diesem Zeitraum benutzen müssen. Gerade die Regesten der Urkunden sind mit besonderer Sorgfalt gemacht worden und sind dieselben in einer Vollständigkeit vorhanden, daß kaum eine vermißt werden wird. Weniger sorgfältig sind die Regesten aus den Chroniken, doch sind diese ja in anderen Ausgaben leicht in vollständiger Form einzusehen und müssen auch in anderer Weise benutzt werden. Jedenfalls müssen wir dem Herausgeber des umfangreichen und mühevollen Werkes zu großem Danke verpflichtet sein, daß er die schwer zugänglichen Quellen unserer heimatlichen Geschichte auf diese Weise so bequem zur Benutzung zurecht gemacht hat. Und wenn auch das Werk manche Mängel besitzt, so müssen wir doch das Ganze freudig begrüßen als ein wesentliches Hilfsmittel für das Studium eines großen Theiles unserer Geschichte. Sehr viel würde das Buch noch durch ein Register gewinnen, welches wohl jedenfalls der Herausgeber auch noch hinzufügen wird. Wie oft und wie viel die ersten Bände des Werkes, die 1876 und 1881 erschienen sind, benutzt worden sind, kann man aus allen in diesem Zeitraum erschienenen Werken über die Geschichte des Erzstifts Magdeburg ersehen, und wir zweifeln nicht, daß der nun erschienene dritte Band in derselben Weise häufig und mit gutem Erfolge benutzt werden wird.

* Reichhaltig und gediegen ist wieder die Signatur des neuesten Heftes der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer" (herausgegeben von W. Spemann, redigirt von Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart), das dadurch noch einen ganz besonderen Werth erhält, daß ihm als Gratisbeilage die neueste Ausgabe der „Statistischen Tafel" von Paul Uppert mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an allen möglichen wissenswerthen Angaben beigegeben ist. Die Novellistik ist in dem vorliegenden Heft durch drei Beiträge vertreten: ein höchst poetisches Sylvestermärchen von Heinrich Seidel „Die Monate", eine ansprechende Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von M. Barack „Ein Hofkonzert und seine Folgen", und die ungemein spannende Novelle „Was ist unter der Erde" von Maurus Jokai. Sehr anziehend ist die Beschreibung, welche Heinrich Brugsch-Bey unter dem Titel „Aus der Heimat Mirza Schaffy's" von Persien und seinen Bewohnern liefert, um so anziehender, als der Aufsatz mit einer geradezu verschwenderischen Fülle der originellsten und reizvollsten Illustrationen geschmückt ist. Beiträge, welche ebenfalls von eindringendem Sachverständniß und wissenschaftlicher Gründlichkeit zeugen, sind „Aus der Entstehungsgeschichte der seidenen Kleider" von W. H. Uhland (illustrirt), „Die Cholera" von Prof. O. K. Roth, Falb's Untersuchungen über Erdbeben und ihre Ursachen, J. v. Hent's Betrachtungen über den Wasserport und dessen Einfluß auf die Erziehung der männlichen Jugend. Erinnerungen an K. M. v. Weber theilt August Lesimple mit, solche an J. P. Hebel O. Behagel, dessen illustrationsgeschmückter Aufsatz auch einen interessanten bisher nicht gedruckten Brief des Dichters des Schatzkästleins enthält. Außer dem vielseitigen Sammler enthält das Heft schließlich noch Gedichte von Felix Dahn, Frieda Schanz und Julius Sturm, und fünf Kunstblätter von Ad. Schweitzer, Karl Marr, Wilh. Lindenschmitt u. a. Der Verlag der Monatsschrift kündigt für das nächste Heft den Abdruck des einzigen nachgelassenen Werkes von Johannes Scherr an, dem in dem Heft auch ein kurzer Nachruf gewidmet ist.

* Die in Leipzig in C. F. W. Siegel's Musikalienhandlung erscheinende „Sängerhalle," das offizielle Organ des Deutschen Sängerbundes, redigirt von Karl Hycke und Heinrich Pfeil in Leipzig, beginnt soeben ihren 27. Jahrgang. Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsere Leser hier auf diese älteste und verbreitetste aller deutschen Gesangvereinszeitungen empfehlend aufmerksam zu machen. Die „Sängerhalle" hat seit je alle zu dem deutschen Gesangsvereinswesen in Beziehung stehenden Interessen musikalischer wie sozialer Natur namhaft vertreten und dürfte es sich auch ferner angelegen sein lassen, im gleichen Sinne weiter zu wirken und musikalische Belehrung und Bildung in die breite Volksmasse hineinzutragen. Gediegene Abhandlungen über allgemein-musikalische Themata und mannigfache unmittelbar in das Vereinsleben eingreifende Belehrungen, Biographien namhafter Gesangskomponisten und Vereinsdirigenten 2c. sollen diesem Zwecke dienen. Außerdem ist die „Sängerhalle" bemüht durch zahlreiche Konzertberichte, kleine Mittheilungen, Anzeigen und Rezensionen der neuesten Chorliteratur, ein Sängerradrehbuch (Fortsetzung) und Nachrichten über Feste und Vereinsjubiläen ihre Leser stets auf dem Laufenden zu erhalten. Gedichte zum Komponieren, Räthsel, Humoristika 2c. dienen als angenehme Abwechselung mit dem übrigen Inhalt des

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870123058/fragment/page=0004